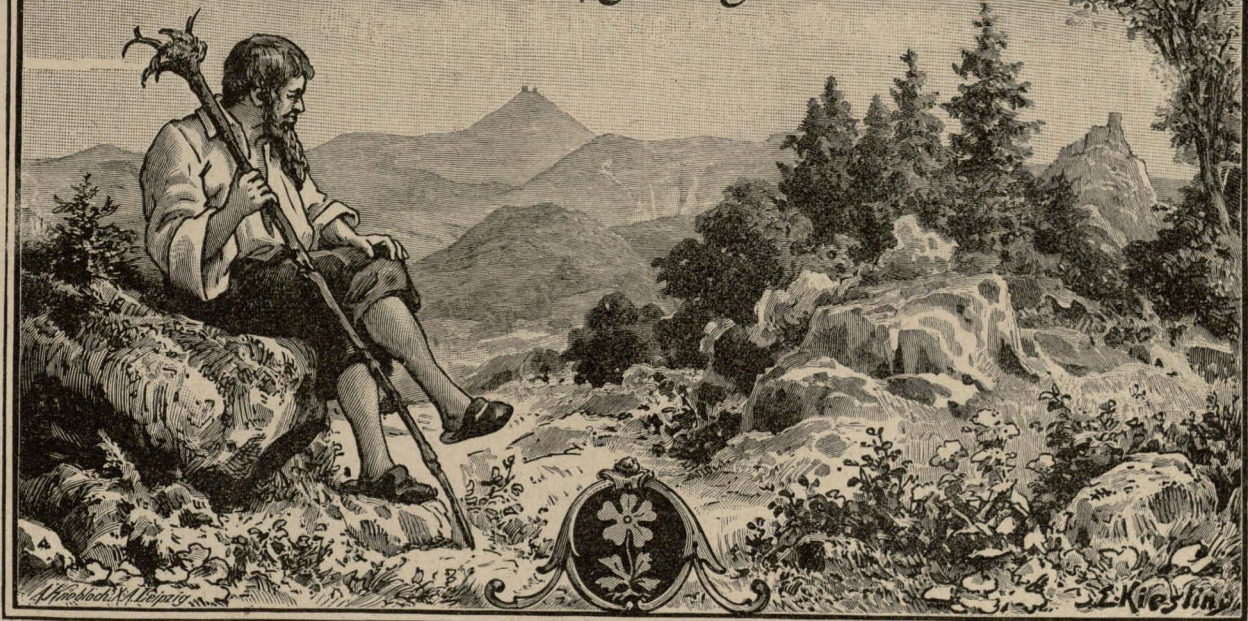


Der Wanderer im Riesengebirge.



Beilschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 12.

Erscheint in monatlichen Nummern.

28. Jahrg.

Laufende Nr. 314.

Hirschberg, den 1. Dezember 1908.

Band XI.

- | | | |
|---|--|--|
| <p>1. Dr. Siebelt (Hlinsberg): Im Urwalde des Riesengebirges.</p> <p>2. Adalbert Hoffmann, Landgerichtsrat (Dreslau): Johann Christian Günther's Liebesjahre (1710—1715). (Fortsetzung und Schluß.)</p> <p>3. Siegfried Bedt, Postmeister a. D. (Hirschberg): Friedeberg a. O. (Fortsetzung.)</p> | <p>4. Jeschek, Schriftführer des Haupt-Vorstandes (Hirschberg): Riesengebirgsverein.</p> <p>5. S. Hoppe (Hirschberg): Ein Scheideweg im Hochgebirge.</p> <p>6. Oskar Beyer (Dresden): Die Schillerreise der Ortsgruppe Dresden ins Riesengebirge vom 21.—24. Juli 1908. (Fortsetzung.)</p> | <p>7. Alfred Schneider (Marlissa): Reform der Geschäftsordnung auf den Hauptversammlungen und Erweiterung des Vereinslebens im R.-G.-B.</p> <p>8. Jeschek, Schriftführer des Haupt-Vorstandes (Hirschberg): Sonderzüge.</p> <p>8. Siegfried Bedt, Postmeister a. D. (Hirschberg): Inhaltsverzeichnis des XI. Bandes.</p> |
|---|--|--|

Im Urwalde des Riesengebirges.

Von Dr. Siebelt-Hlinsberg.

Der Herbst war wieder einmal gekommen. Regenfluten und Kälte hatten die Zahl der Kurgäste stark gelichtet, trotzdem sie in diesem Sommer eine nie vorher gewonnene Höhe erreichte. Unter den Wenigen, die ausgeharrt hatten, befand sich einer meiner ältesten Freunde von der Universität her, wo wir neben fleißiger Arbeit auch manchen tollen Streich mit einander ausgeheckt hatten. Jetzt wollte er unter meiner Führung in die verstecktesten Winkel des Riesengebirges eindringen. Endlich kam ein Tag, der vom Gleichmaß der andern sich dadurch unterschied, daß er weniger Berufsarbeit zu verlangen schien; zwar strömte wie gewöhnlich der Regen in Bindfadenstärke vom Himmel, aber die Gunst der Stunde mußte genützt werden. Unter dem Kopfschütteln unserer besseren Hälften zogen wir in Lodenanzug und Bergschuhen, angeblich wasserdicht gekleidet von dammen. Männe hatte anfangs ob des triefenden Regens etwas gezaudert, dann aber setzte er sich mit vergnügten Sprüngen an die Spitze, als er sah, daß es Ernst wurde.

Am Abhange der Brandhöhe meinten Holzfäller, um die Wetterausicht befragt: „es ward nu no mehr

kumma, Herr Ducter, bleiba s' ock derheeme!“ Manchmal kommt es ja aber glücklicherweise anders und so auch heute. Der Regen hörte schon auf, als wir den Steilhang oberhalb des sogenannten Bahnhofes zum Schneeloch emporkamen; und es war gut so, denn wenn der Schweiß und die Feuchtigkeit von außen sich weiter so entgegen gearbeitet hätten, wäre es bald mit der Wasserdichtigkeit des Anzuges vorbei gewesen. Dann ließen wir Heufuder und Tafelsichte links und rechts liegen und stolperten im wahren Sinne des Wortes zur großen Fier hinunter, mußten wir doch das Gleis einer Waldeisenbahn benutzen, zu dessen beiden Seiten die Zugpferde Schlammgräben getreten hatten. Weiter ging es auf breitem Forstweg dahin; mein guter Freund höhnte schon in verschiedenen Tonarten, wo denn eigentlich der Urwald bliebe, von welchem ich erzählt hatte. In diesem Augenblicke erhielt er aber eine deutliche Mahnung, indem er auf den schlüpfrigen Pfosten der ersten Fierbrücke ausglitt und in ganzer nicht unbeträchtlicher Leibeslänge dalag. Nun bogen wir an der Landesgrenze in einen schmalen Pfad ein, der wohl nur von den Grenzbeamten und Paschern benutzt werden mag. Eine lange Weile führte er im Zickzack durch Knieholzbüsche und um Moorlachen,

welche alle reichlich feucht waren. Die ganze Moorflora des Jsergebirges, Moosbeere, Kauschbeere, Zwergbirke, Sonnentau, war ausgiebig vertreten. Von der Fama sahen wir außer ein paar Schneelerchen nichts, nur konnten wir ahnen, daß Rotwild in der Nähe wechselte, da Männe's Aufregung immer größer wurde und er Fährte um Fährte aufnahm, so daß schließlich die Deine seinen Forschungsdrang eindämmen mußte. Friedlich zogen wir so unseres Weges, bis plötzlich ein hoch angeschwollenes Flüsschen, das Schlammflöß, unseren Pfad sperrte. Von der Brücke über dasselbe lag nur noch ein Träger, alles übrige hatte die Flut fortgerissen. Verlockend hing zwar eine Eberesche über das Wasser, aber sie hätte uns unfehlbar in dasselbe hineinbefördert, würden wir uns ihr anvertraut haben. So sahen wir uns denn vor wirkliche Urwaldverhältnisse gestellt und mußten einfach stromaufwärts wandern, um einen Übergang zu finden. Dieser bot sich verhältnismäßig rasch, da wir nach kurzem Suchen eine quer übergestürzte Fichte fanden, durch deren starrendes Geäst, wir rutschend und kriechend, unter uns den etwa anderthalb Meter tiefen Fluß, welchen ich damals ob seiner Wasserfülle fälschlich für die große Jser hielt, aufs andere Ufer gelangen konnten. Dann ging es drüben durch ein Gewirr moderner Stammreste, Moortümpel, üppiger Binsen und Farren weiter, bis wir wieder an einem Bache standen, der unsere Schritte hemmte. Er bot verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, da wir bald eine Stelle fanden, wo wir von hohem Ufer auf eine Sandbank des anderen den Sprung wagten. Nunmehr gaben wir uns der frohen Hoffnung hin, die Flußläufe hinter uns zu haben, doch sollte es ganz anders kommen, denn plötzlich hörten wir vor uns ein Rauschen, welches nur von einem Fluße mit viel Wasser und starkem Gefälle herrühren konnte. Zu unserer großen Überraschung sahen wir denn auch bald, daß wir den ersten überquerten Fluß nicht richtig erkannt hatten und jetzt erst an der großen Jser standen. Nun war guter Rat teuer! Gingen wir flussabwärts, dann mußten wir auf alle Fälle nochmals über die beiden Bäche weg, welche wir glücklich hinter uns hatten; wir mußten also wieder flussaufwärts ziehen in der Erwartung, daß der Zufall helfen werde. Auf dieser Wanderung hatten wir Gelegenheit, die Reste der Verheerungen des Hochwassers von 1897 zu bestaunen. Mächtige Schutthalten, aus deren Geröll Wurzeln und Stämme emporstarren, riesige Felsblöcke in wirrem Durcheinander, alles das zeugt noch heute von dem rücksichtslosen Walten grober Naturkraft. Nach fast einstündigem Kriechen über Stämme und durch Dickicht, wobei die tief herabhängenden Fichtenzweige ihren triefenden Segen mehr als einmal über uns ergossen, fanden wir endlich wieder eine Möglichkeit, den noch immer sehr breiten und reißenden Fluß hinter uns zu bringen. Einige dünne Stämme, durch angeschwemmtes Gezweig verflochten, hatten eine Art Wehr gebildet. Auf allen viieren kriechend benützten wir diese schwanke Brücke, immer mit der Aussicht, in ein etwa 3 Meter tiefes unterhalb liegendes Strudelloch zu stürzen, wenn sie nachgab. Selbst Männe traute ihr nicht und konnte sich nur in der Hoffnung auf ein großes Stück Zucker, welches ein

weißer Kiesel ihm vortauschte, entschließen, nachzukommen. So waren wir denn alle drei wieder auf sicherem Ufer und bedauerten nur, daß kein Photograph unseren denkwürdigen Übergang der Mit- und Nachwelt überliefern konnte. Ziemlich bald hatten wir den Forstweg nach Groß Jser gefunden. Nach einer weiteren Marschstunde, während der sich der Himmel, als wollte er unsere Mühe lohnen, sogar einmal ganz aufgehellt hatte, sahen wir dann im dortigen Forsthaufe, wo uns Erdenere Treppchen bei einer Schlüssel Jser-Forellen bald alle Mühsalen der Fahrt vergessen ließen. Und schön wars doch im Urwalde des Jsergebirges, trotzdem er keinen trockenen Faden an uns gelassen hatte!

Johann Christian Günther's Liebesleben (1710—1715).

Von Adalbert Hoffmann.

(Fortsetzung und Schluß.)

In die erste Zeit ihrer Beziehungen (Sommer 1714) fallen wohl auch die beiden Madrigale „Von der Liebe“ und „An seine Magdalis“ (Ged. 558). Das Verbrechen eines ihr von Günther gestohlenen Kusses gab ihr einmal den Anlaß zu einer kurzen Verstimmung (Ged. S. 1052 und das hier wiedergegebene S. 934).

„Fluge Schönheit! nimm die Buße
Eines armen Sünders an,
Welcher Dir mit einem Kusse
Gestern Abends weh getan,
Und auf Deinen Rosenwangen
Einen schönen Raub begangen.“

„Gönne mir nur dieses Glück,
Bald mit Dir versöhnt zu sein,
Bis nach manchem kalten Blicke
Deiner Augen Sonnenschein
Mir und meiner Hoffnung lache
Und mich endlich kühner mache.“

Ender's hat in seinen Mitteilungen und Studien „Güntheriana“ (Zeitschrift f. d. Philologie 1907 S. 195) mit unumstößlicher Sicherheit nachgewiesen, daß dieses Gedicht in einer von Schweidnitzer Schulfreunden Günthers geschriebenen Jugendgedichtsammlung enthalten ist und daher schon in Schweidnitz entstanden sein muß. Freilich kommt nicht das Jahr 1715, sondern die Zeit der ersten Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen Günther und Leonore, also allein das 2. Halbjahr 1714 in Frage. Man darf aber wohl noch einen Schritt weiter gehen und auch das Gedicht S. 922, weil aus der gleichen Situation entstanden, wie in den ersten Drucken als zusammengehörig behandeln. Die von dem Herausgeber Fessel fabrizierte Überschrift „Als er gleichfalls zu einer anderen Zeit dicht berauschet war“, auf deren Unsinnigkeit schon Fuld a (Günther 121) hingewiesen hat, ist dann natürlich mit der sonst nicht so übelen Ender's'schen Erklärung (Zeitfolge 154) nicht zu halten. Die von Fessel mißgedeuteten Verse:

„Schweigen will ich mit dem Munde,
Da das Herz nicht reden darf;
Das Verhängnis dieser Stunde
Handelt etwas gar zu scharf.“

Ich soll reimen und nicht wissen,
Was sich diesmal reimen soll.^{19a)}
Fülle nur mit Deinen Küssen
Die gesuchte Strophe voll!"

haben keinen anderen Sinn, als daß Leonore zwar nicht die Muse ihres Verehrers in Acht und Bann getan, aber ihm zur Strafe unterzogen hat, seine leidenschaftlichen Empfindungen für sie in die an sie gerichteten Verse zu ergießen. Er soll reimen, ohne daß er mit seinem Herzen dabei ist! Die „ungewohnten Bande“, die seinem Herzen Schweigen gebieten, sind die Bande der Liebe, für ihn aber nur insofern ungewohnt, als er in dem vorangegangenen Halbjahr davon frei war. Man muß nun freilich noch weitere Folgerungen ziehen und die Gedichte S. 249, 251 und 252 ebenso in dieselbe Zeit und demselben Ereignis zuordnen. Auf die verschiedenen Anklänge in diesen 3 Gedichten hat schon Enders (Zeitfolge 175) aufmerksam gemacht. Dieselben Anklänge (kluge Schönheit, Schönheit der Welt, kluges Kind etc.) finden sich auch in den sicher der Schweidnitzer Zeit zuzuweisenden Gedichten S. 934 (s. oben), 318 und 253, das für Günther deshalb eine große Bedeutung hat, weil es die spröde Zurückhaltung Leonorens schließlich besiegt und ihm das Jawort der Geliebten eingetragen hat.

Als nämlich die Geliebte ihren Minnesänger immer weiter in den Schranken eines platonisch schmachtenden Liebhabers hielt und ihm deshalb wegen eines geringen Übergriffs ein 2. Mal schmolte (Die 2 Gedichte „an seine Schöne“, Nachlese 94 und Ged. 260, „Als er sich einstens gegen sie zu frei aufgeführt“, Ged. 942 und „Als er sie wieder zu besänftigen suchte“, Ged. 265 betreffen diese kleine Verstimmung), da entschließt er sich, in dem eben erwähnten Ged. S. 253 „Als er endlich wagte, ihr seine Liebe zu entdecken“ Leonore seinen qualvollen Zustand vorzustellen und sie um das Geständnis ihrer Liebe anzusprechen.

„Flammen in der Brust empfinden
Und dabei nicht Feuer schreien,
Heißt die Ruten größer binden
Und sein eigner Henker sein.
Die Verhehlung der Gedanken
Labet keinen dürren Mund,
Und die Scham verliebter Kranken
Macht das Herz spät gesund.“

Drum wohl an, mein Geist, entdecke
Dies, was Deine Sehnsucht quält,
Frisch gewagt, kommt bald zum Zwecke,
Den die Furchtsamkeit verfehlt.
Rein, mein Herz, ach schweig' und glaube,
Dein Entdecken hilft Dich nicht,
Weil bereits die schöne Taube
Einem andern sich verspricht.“

Auch die 1. Strophe des vorerwähnten Gedichtes „An seine Schöne“ aus der Nachlese verwendet das

^{19a)} Ähnlich B. 45 des Ged. 241 „Weiß ich doch nicht, wen ich meine“, eine scherzhafte Anspielung auf ein von Leonore in dem Bestreben, ihre Beziehungen zu Günther vorläufig geheim zu halten, gegebenes Verbot, in den Gedichten ihren Namen zu nennen. Daher die vielen Personifikationen statt des Namens der Geliebten in den Gedichten bis zum Verlobungstage (wie z. B. in Zeile 17 weiterhin) und alsdann noch Magdalis als Deckname. Vielleicht hat ein von Leonore gewünschtes Alkrostichon auf ihren Namen (das inhaltlich ganz unpersönliche Ged. 90) das oben mitgeteilte Gedicht begleitet.

von Enders (Zeitfolge 90) in seiner Beziehung wohl erkannte Bild der Taube:

„Nur Eine bleibet meine Taube,
Und dieses, werthes Kind, bist Du;
Die Welt hat nichts von süßem Schmerze,
Als wenn ich Dir, vertrautes Herze,
Die Arme um den Nacken tu
Und dort zwei handvoll Blumen raube.“

Daß das andere Gedicht „An seine Schöne (Ged. S. 260) und damit auch das denselben Vorfall behandelnde Ged. S. 942 in diese Zeit fällt, ergibt sich jetzt mit aller Bestimmtheit aus der schon erwähnten Schweidnitzer Jugendgedichtsammlung, die gerade das erste von diesen beiden Gedichten enthält (Enders, Zeitschrift f. d. Philologie 1907, 196). Es folgt dann weiter aus der Verwendung des Bildes „Taube“, daß Dr. Täuber, der im Sommer 1715 um Leonorens Hand warb, schließlich aber am 14. Januar 1716 ihre jüngere Schwester Maria Euphrosina heiratete (Ged. 538), schon im Frühjahr 1715 in Leonorens und Günthers Gesichtskreis trat und bei diesem nicht unbegründete Befürchtungen erweckte. Daher ist das Entdeckungsgedicht Günthers in der vorher mitgeteilten 2. Strophe mit einer genügend deutlichen Anspielung auf den Mitbewerber von einer keimenden Eifersucht diktiert.

Der Enders'schen Untersuchung über die Entwicklung, die das Liebesverhältnis nun von Anfang April 1715 an nimmt, können wir mit der einen Ausnahme folgen, daß seine Störung durch die Werbung Täubers nicht erst in den November, sondern schon in die letzten Wochen des Monats August fällt. Dies läßt sich sowohl aus dem Umstande entnehmen, daß nach dem im Oktober 1715 von Leonore genommenen Abschied Günther nicht mehr in Schweidnitz anwesend ist, als auch namentlich aus dem Schweidnitzer Taschenbuch Günthers nachweisen, um dessen endgültige Erschließung sich Dr. Enders nach den Vorarbeiten B. Ditzmanns ein großes Verdienst erworben hat. (Zeitfolge 20 f. und 92 ff.)

Am Vorabend des 3. April 1715 (des Namens-tages Günthers) erhört ihn endlich Leonore und gibt sich ihm zu eigen. Er feiert später diese denkwürdige Nacht als den Zeitpunkt ihrer Verlobung und vergißt selbst in seiner traurigsten Zeit nicht, ihr das schöne Erinnerungsmal in dem Gedicht S. 631 „Bei der Widerkunft der Nacht auf den 2. April 1720 in Lauban“ zu setzen:

„Ach! kann Natur und Jahr Dich ja nicht ganz vermissen,
So schleich doch unvermerkt, Du sonst beliebte Nacht,
Und laß mich jetzt nur nichts von Lust und Schweidnitz
wissen,
Bis daß ein bess'rer Stern die Ankunft froher macht.
Ich bin ja nicht geschickt, Dich würdig zu empfangen,
Ich kann Dir nicht wie sonst mit Wein entgegen gehn

Ich kenne Dein Verdienst so gut als meine Pflichten,
Du hast mir auf der Welt den größten Wunsch erfüllt,
Und da fast alles schwur, den Anschlag zu ver-
nichten,

Mit Leonorens Gunst viel süße Furcht gestillt.
Doch glaube das dabei, Du kommst mich hoch zu stehen,
Was hab' ich nicht geseufzt, gedichtet und gesonnen!
Wie öfters mußt' ich nicht zu Bette wachen gehn!
Was ist es nicht vor Qual, drei Vierteljahr zu
schweigen,

Wenn Gegenwart und Wort die stumme Lieb erhitzt?
Wie viel bedarf es Kunst, die Flammen recht
zu zeigen,
Was fühlt man, wenn das Kind dem andern
näher sitzt?
Jedoch ein Augenblick macht aller Müß vergeffen,
Ja, segensvolle Nacht! Dies tat Dein Augenblick,
Ich kann das süße Wort nicht oft genug ermessen:
Behalt, mein Kind, das Herz! Ich will es nicht zurück.

Ich feire Jahr vor Jahr in Dir das Fest des
Bundes,
Ich opfre, was und wie Gelüb' und Recht versprach,
Mit Bechern auf das Heil des allerliebsten
Mundes,
Aus dem das freie Ja mit keuschem Zittern
brach."

In Leonorens Garten und im Beisein ihrer Freun-
din konnten sich die Verlobten nun an den Frühlings-
und Sommerabenden etwas freier bewegen. In dem
Entwurf zu einem an die Freundinnen gerichteten
Gedichte aus dem Schweidnitzer Taschenbuch (Nach-
lese 185) erinnert sie der Dichter vor dem Abschiede
von Schweidnitz daran mit den Worten:

"Gedenk ich an das Gartenfeld,
Das euer Schweiß so oft genetzt,
So schwör ich, daß mich auf der Welt
Nichts, als die Abendlust, ergötzt,
Wenn mir dies Paar zur Seiten ging,
An dem mein Herz und Wohlsein hing." *)

Auf den 18. April 1715 (nicht 9. April 1716) ist das
kleine Gedicht S. 1051 „Als er seiner Magdalis nichts
zum grünen Donnerstage geben konnte" zu setzen.
Die ersten 2 Verse

„Getreue Magdalis, Du forderst zwar den Zoll,
Der jährlich wieder kommt zum grünen Donnerstage."
wollen nur besagen, daß es Sitte sei, sich alljährlich zu
beschenken. In der neckischen Begründung ferner,
daß Leonore doch bereits sein Herz gewonnen habe:

„Kein guter Marzipan, kein Mantel von Damast
Läßt meiner Armut zu Dich reichlich zu beschenken,
Und weil Du gestern schon mein Herz gestohlen
hast,

So steht es nicht bei mir, es heute Dir zu schenken."

Ist das „gestern" wohl nicht wörtlich zu nehmen.

Daß in den Ausgaben an dieses anschließende Ge-
dicht „An eben die Borige, als er sie auf einige Zeit
entbehren sollte" scheint auch in der Tat zeitlich auf das
andere zu folgen. Günther begibt sich gewiß wieder,
wie im Jahre vorher, zur Feier des Namenstages seines
Vaters (21. Juni) in seine Vaterstadt.

„Zwei Tage soll ich Dich und Deinen Umgang
meiden,

Du treue Magdalis! Das geht mir bitter ein;
Bringt mir die kurze Zeit solch ungemeines Leiden,
Wie groß, bedenk es doch, wird nicht mein Schmerz sein,

*) Der Garten, den Dr. Jachmann ausweislich
der Steuerindiction der Stadt Schweidnitz Rep. 40 Nr. VI
7 g bis 1727 an der Ziegelgasse zu eigen besaß, hat
demnach in der Nähe der jetzigen Kurzen Gasse gelegen.
Einen weiteren Grunderwerb hat ihm seine 49-jährige
Tätigkeit in Schweidnitz nicht möglich gemacht. Der Garten
ist auf dem Plane II der Tielke'schen Geschichte des
Krieges von 1756 bis 1763 Stück IV (Freiberg 1781) östlich
von der Luenette des Striegauer Forts genau verzeichnet,
an der östlich und südlich vorbei die Ziegelgasse zu dem
Feldwege nach der auf Schönbrunn zu gelegenen Ziegelei
führte. Nach S. 7 ebenda sind die Vorstädte und Gärten
bei dem Bau der Festungswerke auf ausdrücklichen Befehl
des Königs gespart worden.

Wenn ich das Vaterland mit einer fremden Erde
Auf so viel Jahre bald einmal vertauschen werde?"

Auch der 10. Juli (der Tag vor Leonorens
Namenstage) spielt in Günthers Erinnerung wohl
deshalb eine wichtige Rolle, weil er am 10. Juli 1714
sich der Geliebten mit der ersten Dichtung genähert
hatte. So ruft er sich in dem einen, am 10. Juli 1720
in Lauban entstandenen Gedichte S. 316 „Auf die
Morgenzeit bei Erinnerung Leonorens" die schöne
Zeit des Sommers 1715 in das Gedächtnis:

„Ich ließ den Schlaf vergebens auf mich warten,
Und wenn mein Fleiß die finstre Nacht
Mit Ruß und Büchern zugebracht,
So zogst Du mich gleichwohl noch in den Garten;
Da träufelte mir erst das süße Mannabrot
Noch reicher als Dein Tau vom allerliebsten Munde,
Da macht ich oftermals mit unserm süßen Bunde,
Ich glaub aus Eifersucht, Muroren noch so rot.

„Ach Schweidnitz! ach! Du Bild von Salems Thoren,
Du Lustplatz meiner jungen Zeit,
Die sich den Mäusen ganz gewiebt,
Was hab ich nicht mit Dir vor Fried und Heil verloren?"

Und nun setzt als wichtige biographische Quelle das
Schweidnitzer Taschenbuch Günthers mit einem Gedicht
S. 300 „An seine Schöne" ein, dessen Entstehungszeit
sich aus der verworfenen Fassung im Manuskript „Viel-
leicht wirst Du in 40 Tagen So lange ich noch bei Dir
bin, den Abschied" mit Sicherheit auf etwa
den 8. August 1715 bestimmen läßt (C n d e r s, Zeit-
folge 92). In diesem Gedicht gibt der Dichter der Eifer-
sucht Raum und drückt angesichts der fortgesetzten Be-
mühungen Täubers um Leonorens Gunst die Be-
fürchtung aus, daß sie ihnen, wenn er erst einige Zeit
von Schweidnitz fort sein werde, nachgeben könnte.

„Wer weiß, wer Dich in einer Frist
Von 24 Wochen küßt?"

d. h. um Mitte Februar 1716? Leonore scheint diesen
Zweifel ihrem Dichter stark übel genommen zu haben.
Denn das nächste (unvollständig gebliebene) Gedicht
des Taschenbuchs (Nachl. 176 f) beginnt mit den Versen:

„Wohin, erzürntes Frauenzimmer?
Wohin? Vielleicht zu Deiner Dual.
Bisweilen hilft nicht allemal
Und oft gedroht, erschreckt nicht immer."

und sollte gegen Schluß mit dem Gelübde der Besserung
der Versöhnung das Wort reden:

„Verbanne den empfangnen Groll
Und komm, eh man den Torschluß läute,
Daß ich zu der Versöhnung schreite,
Die jetzt und ewig dauern soll."

Demselben Zwecke dient das durch seine schalkhafte
Spitze noch von Günthers Gleichmut zeugende Gedicht „Er
suchet seine erzürnte Schöne zu besänftigen" (Nachlese 95)
u. Ged. 255. Nun hält Täuber wirklich um Leonorens
Hand an. Das an sie gerichtete Gedicht S. 560 „Als
er von seinem Nebenbuhler abgestochen zu werden be-
sorgte" behandelt dies Ereignis. Als die Geliebte ihn
jedoch aus der Liebespein nicht rasch genug befreit, so
verliert er die Fassung und dichtet den wegen der An-
klänge an S a u f s „Reiters Morgenlied" auffallenden
volksliedmäßigen „Abschied von seiner ungetreuen
Liebsten: Wie gedacht, vor geliebt, ist ausgelacht"
(Nachlese 98). Günther erhält aber nach der kurzen
Zeit qualvoller Ungewißheit von seiner Braut die Ent-
scheidung, die er gleichwohl im Stillen erhofft hat und

die er sich in dem Liebe (Ged. S. 257) „Daß man im Lieben nicht auf Reichtum, sondern auf die Vergnügung sehen müsse“ selbst entwirft, nämlich die Bestätigung ihrer Treue.

Durch diese Absage an die ungetreue Liebste und 2 anschließende Gedichte ist in dem Schweidnitzer Taschenbuch ein in der Nachlese in 3 Teile zerlegtes, in biographischer Hinsicht wichtiges Gedicht derart getrennt, daß die ersten 3 und die letzten 4 Strophen auseinandergerissen sind. Die erste von diesen durch V i z m a n n zuerst als ein Gedicht erkannten Strophen zeigt deutlich, daß es schon nach der Schulentlassung, aber noch vor dem Abschied Günthers von Schweidnitz geschrieben ist.

„Mein Buch, das eure Feder kennt,¹⁴⁾
Das Zimmer, das nun wüste stehet,
Der Herd, der jeztund einsam brennt,
Die Straße, so nach Striegau gehet,
Der Abend, so den Freund erstach,¹⁵⁾
Daß mir das Herze zehnmal brach,
Das alles, sag ich, sind fürwahr
Die Friedensstörer meiner Sinnen“

Das Gedicht wendet sich an die Geliebte und ihre Freundin Johanna. Der Dichter gibt sich im Ausblick auf das nahe Scheiden schmerzlichen Erinnerungen und Abschiedsgedanken hin. In einem kleinen Gedicht aus Lauban „Als er sie mit einer Bitte beschwerte“ (Ged. 1048) ruft er ihr später zu:

„Gedenk an Schweidnitz, Ruskowiz, Bore.
Dies was ich dort gewesen bin,
Das werd ich ewig sein und bleiben.“

Und in dem zu seinem 3. und letzten Abschied von Leonoren (September 1720) verfaßten Gedichte S. 337 „Hier hast Du nun den dritten Schwur“ führt er denselben Gedanken noch weiter aus:

„Besinne Dich, was Schweidnitz wies,
Von innen zwar ein Paradies,
Von außen Unruh, Rank und Plagen;
Und kommt Dir Ruskowiz in den Sinn,
So denk auch dort nach Boraus hin,
Wo mich Dein Abschied wundgeschlagen.“

Günther hat hiernach in R u s k o w i z bei Nimptsch mit der Geliebten (und ihrer Freundin) einige Tage süßen Angedenkens, in denen sie sich ihrem Liebesglück wohl zum ersten Male ganz ungestört und ungezwungen hingeben konnten, kurz vor dem ersten Abschiednehmen verlebt. Es kann dies nur nach der Aufführung seines Theodosius, dessen Vorbereitung und Regie ihn Wochen lang vorher in Tätigkeit gehalten haben müssen, also nach dem 25. September 1715 auf die letzte Einladung seines die Universitätsferien zu Hause verbringenden Schulfreundes Friedrich von Bock und Polach¹⁶⁾ und seines Vaters hin geschehen sein. Und was für entzückende Tage muß unserem Dichter das „kleine Ruskowiz“ geschenkt haben, der Ort mit den lieben Erinnerungen an die Jugendgefährtin Flavia, an dem er so gern mit seinem Freunde in den Schulferien gewohnt hat, daß er es in dem Ged. S. 668 „Auf das Absterben der Frauen Hedwig

von Wenzky¹⁷⁾ vermählten von Bock (11. April 1715)“ fast überschwänglich preist:

„Dein angenehmer Kreis, Dein schmeichelndes
Gefilde,

In welchem, wenn der Süd auf dem Getreide schiffet,
Die Einfalt der Natur den Maler übertrifft,
Nacht unser Schlesien zu Edens Ebenilde.
Der Tag gab gute Nacht, der Abend ward gleich jung,
Als ich den ersten Fuß auf Deinen Boden setzte;
Der West, so dazumal mit Deinen Linden

schwagte,
Bezaubert auch mein Ohr durch die Erinnerung

Wie öfters reizte mich die Wollust Deiner Auen,
Wenn mir ein heitrer Tag die Lust zur Arbeit
stahl,

Bald einen frischen Hain, bald ein lebendig Thal,
Bald die Ergöglichkeit der Wiesen anzuschauen.
Wenn dann nun der Horaz, so mein Gefährte war,
Sein Tibur mir beschrieb, so konnt ich hier das Wesen,
Gleichwie den Schattenriß aus seinem Buche lesen
Und nahm der Müdigkeit nur aus dem Schweife wahr.“

Daß Leonorens Schweidnitzer Freundin J o h a n n a zu diesen Abschiedstagen in Ruskowiz mit eingeladen wurde, darf nicht Wunder nehmen. Beide werden, da die Schule ja den Umgang der Schüler mit der weiblichen Jugend begünstigte, gewiß schon vorher, als der Sohn des Hauses¹⁸⁾ noch der Schweidnitzer Schule angehörte, mehrmals Gäste der Familie von Bock gewesen sein. Der Gedanke, diesen Freundschaftskreis noch einmal vor der Abreise der Hauptperson aus Schlesien an der gastlichen Stätte zu vereinigen, lag gewiß nahe. Leonorens Freundin braucht dabei zu der Familie von Bock gar nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden zu haben. Das zweite damals von Günther in Ruskowiz gedichtete und in das Schweidnitzer Taschenbuch eingetragene Lied „Der verliebte Kummer“ (Ged. 1177) wendet sich nur an die Freundin (die Vertraute seiner Liebe) und erwähnt (ein weiterer Beweis für den Entstehungsort) der Ruskowitzer Linden. Nach Strophe 2 dieses Liedes (s. Wanderer 1907 S. 6 Anm.*) muß der Abschiedsbesuch Günthers in die letzten Tage des Septembers und in die erste Hälfte des Oktobers 1715 fallen. Er geht später auf mehrere Tage nach Striegau, um mit seinem Vater die Pläne für das Universitätsstudium und das zu seiner Reise und zu seinem Fortkommen Erforderliche zu besprechen. Zu diesem Zwecke nimmt er in dem Ged. S. 256 „Als er sie seiner beständigen Treue versicherte“ nur einen vorläufigen Abschied von Leonoren:

„Weine nicht, mein Kind, ich bleibe
Dir bis in den Tod getreu.“

Sagt er doch weiterhin:

„Jezzo geb' ich Deinem Ruffe
Eine kurze gute Nacht
Und gehorche diesem Schlusse,
Welchen das Verhängnis macht;
Doch ich will in wenig Tagen
Dir die Ankunft wiedersagen.“

Der Empfang im Vaterhause kann nicht freundlich gewesen sein, da die satirischen Ausfälle des jungen Dichters, zuletzt im „Theodosius“, böses Blut gemacht hatten und die Klagen der davon Betroffenen an das Ohr seines Vaters gedrungen waren. Ihn scheint

¹⁴⁾ Sein steter Begleiter Horaz, in dem die Geliebte und ihre Freundin die Verse abgezählt hatten (s. Ged. 629).

¹⁵⁾ s. S. 7 Zeile 16 hier.

¹⁶⁾ Er ist ein Jahr vor Günther abgegangen und schon am 20. Jan. 1715 auf der Universität Frankfurt immatrikuliert. (Kopp, Studien über Günther, Euphorion 1894 S. 726.)

¹⁷⁾ Die Ausgaben haben bei diesem Gedicht den richtigen Namen, dagegen bei zwei Trauergedichten fälschlich Wenzky.

¹⁸⁾ Günther bezeugt einmal (Ged. 1047) die große Verliebtheit seines Freundes.

der Sohn schon damals nicht gesprochen zu haben (Wittig, Neue Entdeckungen 27 Anm.) Die Mutter des Dichters war seit 4 Jahren tot, wie die (vielmalsstrittene) Eintragung im Striegauer katholischen Begräbnisbuch meldet: „1711 April 3. Hr. Günthers sein Hausweib†.“ Der alte Doktor Günther hatte aber nach wenigen Jahren wieder geheiratet, und über den Tod der Stiefmutter des Dichters meldet dasselbe Kirchenbuch „1724 Martius, Herr Johann Günthers seine Chawirtin; nauß *.“ Da sich Wittig (a. a. O. 324), um das Vorhandensein der Stiefmutter auch sonst nachzuweisen, u. a. auf eine Versübung in dem Schweidnitzer Taschenbuch, worin die Zeile vorkommt „Als ihn die Stiefmutter suchte,“ gestützt hat und da die Versübung durch Enders als der Versuch einer Übersetzung aus einem lateinischen Schriftsteller (Alciatus) belegt worden ist, so mag diese für Günthers Lebensgeschichte nicht unwichtige Frage nur noch kurz gestreift werden. Die gedachte Feststellung des Dr. Enders kann, so verdienstvoll sie auch ist, jedenfalls nicht gegen die Wittigische Behauptung in das Feld geführt werden, zumal ja gerade die eigenen Verhältnisse den Dichter dazu gereizt haben können, die für seine eigne Lage passenden lateinischen Verse zum Gegenstand des Übersetzungsversuchs zu machen. Nun hat nach Dr. Robert Kößlers Vorgang Litzmann (Lexikritik 138) die erste Kirchenbuchnotiz jemandem vom Gesinde zuweisen wollen und Victor Schliebitz (Joh. Chr. Günther, Striegau 1895) eine Bestätigung dessen in folgender 30 Jahre jüngeren Buchung des evangelischen Begräbnisbuchs zu finden geglaubt: „Friedrich Reichs Hausweib mit Namen Susanna Adlerin,“ indem er diese wegen der Beifügung ihres Familien- und Vornamens als Reichs Haushälterin oder Wirtschaftlerin ansieht. Es kommen jedoch ähnliche Eintragungen im evangelischen und die lakonische Buchung „Hausweib“ (ohne besondere Namenshinzufügung) im katholischen Begräbnisbuch so häufig vor, daß man auf den Gedanken kommen mußte, es sei eine allgemeine Sitte gewesen, der Hausfrau noch eine Wirtschaftlerin oder Haushälterin zur Seite zu stellen, was bei den damaligen dürftigen Lebensverhältnissen der Striegauer Bürger kaum anzunehmen ist (s. S. 4 hier). Die folgenden Proben aus dem katholischen Kirchenbuch, dessen Führer mit der Bezeichnung verheirateter Frauen als Hausweib, Wirtin oder Hauswirtin, Frau, Weib, Chawirtin, Chawirtin eben nur abwechselt und darin je nach dem Stande und namentlich nach der Konfession der Verstorbenen Unterschiede macht, mögen zeigen, daß in dem offenbar von derselben Person geführten Kirchenbuch niemals der Vorname und Familienname der verstorbenen Chawirtin hervorgehoben ist: „1709 Sept. 20 Christoff Langers Hausweib — Nov. 2. Hannß millers Hausweib — 1711 Jan. 12. George Groschers Hausweib von muraw (Dorf Mührau) — 21. Wilhelm Liepolds seine Wirtin Burgers und Tiergärtners — Sept. 21. Leopoldt Gericius sein Hausweib — 1712 Febr. 20 Hr. Johann Rabermunde sein Chawirtin — Julius 1. Adam Bartsch sein Chawirtin — Sept. 6. Herr Doktors schubels sein Frau von der schweinschen gassen ist rein begraben auff den Kirchhoff nach

Cathol. Brauch — 1713 November 24. Johann anton sein Chawirtin. — Okt. 29. Christoph Langes Burgers und Fleischhaders sein Weib. Herein (d. h. auf den katholischen großen Kirchhof) — 24. Nov. Andreas Neumanns sein Hausweib. hinauß (d. h. auf den gemeinschaftlichen Nikolaisfriedhof außerhalb der Stadt).“

Schon diese Zusammenstellung macht es einleuchtend, daß alle aufgeführten „Hausweiber“ nicht Haushälterinnen oder Wirtschaftserinnen oder gar Hausmieterinnen, sondern Chawirtinnen¹⁹⁾ der genannten evangelischen Männer gewesen sind. Die Kirchenbücher hatten doch früher die Aufgabe, den Personenstand der Gemeindeglieder zu beurkunden, und die Konfusion, die entstanden wäre, wenn der Kirchenbuchführer dienende Personen oder Mieterinnen nur nach dem Namen ihrer Arbeit oder Quartiergeber bezeichnet hätte, ist gar nicht abzusehen. Bei verheirateten Frauen konnte allein eine solche kurze Bezeichnung genügen, da ihre Identität sich wieder durch das Trauregister nachweisen ließ. Hatte einmal der Kirchenbeamte eine Wirtschaftlerin oder alleinstehende Hausbewohnerin einzutragen, so geschah dies wohl, wie in folgenden Buchungen: „1718 Julius 3. Anna Sieglerin ein Weib aus der Stadt biß 70 Jahr alt herein“ oder „1720 Februar 18. Margareta Müllerin, ein Wittib allhier. alters 87 Jahr. hinauß.“

In dieser alten Frau hat Wittig mit Eifer und Geschick diejenige alte Dienerin des alten Dr. Günther gefunden, an die wohl Robert Kößler und Litzmann bei der Verwerfung der Totenbucheintragung vom 3. April 1711 gedacht haben, nämlich die Kirchseelsorgerin des jungen Günther, deren schlichtem Wirken er das schöne Denkmal in einem seiner berühmtesten Gedichte „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit“ (Nachl. 20) gesetzt hat:

Von Tadeln bei der Rodenzunf:
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft.
In welchen Knoten liegen
Ja, wenn mir auf der Dienbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Gretel
Mein künstlichster Poete.“

Aus den als echt überlieferten Gedichten Günthers läßt sich nichts gegen, vielmehr eher für die Annahme einer ihm mißgünstigen Stiefmutter herleiten. Hierüber mag der dafür interessierte Leser das von Wittig in seinen „Neuen Entdeckungen“ (S. 170 bis 188) nahezu vollständig zusammengetragene Material nachschlagen. Nur zu einer Auslegung Wittigs soll hier ein unterstützender Umstand herangezogen werden. Die Erzählung des Dichters in seinem Bericht über seine erste Heimkehr im Herbst 1719 (Nachl. 52): „Die treue Mutter lag, die Schwester weint und schwieg“, versteht Wittig unter Anlehnung

¹⁹⁾ Auch nach Grimms Wörterbuch hat Hausweib in erster Linie die Bedeutung von Frau des Hauses (belegt aus Goethe, Jean Paul und Seume). Nur der Erfurter von Stieler verzeichnet in seinem Wörterbuch „Der deutschen Sprache stammbaum oder teutscher Sprachschatz“ (München 1691) auch die Nebenbedeutung von weiblichem Hausgesinde.

an dieselbe Ausdrucksweise in Günthers „curriculum vitae“ (Wittig a. a. O. 159) dahin: „Die treue (rechte) Mutter lag d. h. ruhte längst im Grabe.“ Hier haben wir aber zugleich eine Besonderheit der Sprache, einen sog. Provinzialismus, vor uns, wie er durch einen ausgezeichneten Kenner schlesischer Mundart, den Dialekt-dichter August Richter („Meine Muttersprache“, L. Seege in Schweidnitz 1893) in folgender Mitteilung über einen Verstorbenen (Franz Moor) belegt wird: „Mu is 's o'm Murla Franze (a leit (liegt) und ruht) amol gegangen.“

Nur die noch viel angefeindete eigene Lebensbeschreibung Günthers bezeugt ausdrücklich den frühzeitigen Tod seiner Mutter (abgedruckt von Wittig a. a. O. S. 168). Die Neuauflage dieser „Curiosen und merkwürdigen Lebens- und Reisebeschreibung“ (mit den „Liebesbegebenheiten“) und damit den umfassenden Beweis für ihre Echtheit, für die von mir im „Wanderer“ von 1906 S. 162 ff. einige, aber m. E. durchschlagende Beweismittel vorgebracht worden sind, bereitet Wittig seit Jahren vor. Meine Erwartung, etwas Neues aus den „Liebesbegebenheiten“ zur Darstellung von Günthers Schweidnitzer Erlebnissen benutzen zu können, hat sich leider nicht erfüllen lassen. Auf eine mahnende Anfrage hat der Nestor der Güntherforscher erwidert, daß er gern zu dem auch ihn nahe angehenden Jubiläum des ehemaligen Schweidnitzer Lyceums so manches Neue und Überraschende zur Lebensgeschichte Günthers beigebracht und vor allem die Echtheit jener beiden viel bezweifelten Dichtungen überzeugend nachgewiesen hätte, jedoch durch längere schwere Krankheit daran verhindert worden sei, indes bis zu dem Tage, an dem sich Günthers Eintritt in diese Schule zum 200. Male jährt, sein letztes Werk über ihn bestimmt zu vollenden hoffte.

In seiner „Geschichte des Lyceums bey der evangelischen Friedenskirche zu Schweidnitz . . . zu der Feier seines 100 jährigen Jubelfestes 1808,“ hat sich „Joh. Benj. Becker, erster Kollege am Lyceo“, um nicht zu weitläufig zu werden, in dem § 49 (Einige merkwürdige Männer, die ehemals Zöglinge des Lyceums waren) nur auf solche beschränkt, die nachher teils höhere Staatsämter bekleideten, teils „unserer guten Vaterstadt“ wichtige Dienste leisteten, und daher u. A. wohl S v a r e z, den Schöpfer des allgem. preuß. Landrechts, den älteren L a n g h a n s und den Schulminister Friedrichs d. Gr. F r e h n. v. B e d l i z angeführt. Johann Christian Günthers aber, der Schweidnitz und seine Schule wiederholt besungen und ihrem Namen in der National-Literatur einen guten Klang verliehen hat, ist in jener Gelegenheitschrift nicht mit einem Worte gedacht. So weit war damals Günther bei denen, die er zunächst etwas anging, in Vergessenheit geraten. Da ist es denn dankbar zu begrüßen, daß die gegenwärtige Feier der Stiftung jener Schule nicht vorübergegangen ist, ohne daß eine neue Beziehung zu Günther nicht bloß von den Festteilnehmern gewonnen wurde. Er selbst hat in treuer Dankbarkeit oft an diese sonnigste Zeit seines Lebens und an die Stätte seines Glückes zurückgedacht und schon lange vor seinem Abschied, im März 1714 zu hrem Preise gesungen (Ged. 905):

„Dich, S c h w e i d n i z, nimmt das Glück
Vor andern in den Schoß,
Des Himmels Gnadenlos
Baut Deiner Wohlfahrt Brücke;
Dein Wachstum soll bekleiben²⁰⁾
Dein Segen ewig sein;
Des Glückes Sonnenschein
Soll stets Dein Leitstern bleiben.“

Und Anfang 1716 ruft er noch der damals auf Besuch in Breslau weilenden Geliebten die in S c h w e i d n i z gemeinsam verlebte, glückliche Zeit also ins Gedächtnis:

Geliebtes Schweidnitz, das Vergnügen,
So mich bei Dir im Schoße trug,
Wird nicht so bald mein Herz besiegen,
Das von der Wollust heftig schlug,
Wenn die getreue Magdalis
Mich brünstig in die Arme riß.“

²⁰⁾ festwurzeln.

Friedeberg am Queiß.

Von Siegfried Beck, Postmeister a. D.

(Fortsetzung.)

1687 ist unter besonderen Feierlichkeiten der Galgen erneuert worden; am 1. Juni ward das Holz dazu im Walde geschlagen, am 2. auf den Ring befördert, am 3. zugerichtet, am 4. (auf dem Gold- oder Galgenberge) einige Schritte vom alten Galgen entfernt mit eigenen Umständen von 63 (!) Zimmerleuten aufgebaut. Am 5. Juli fand die erste Benützung statt durch Aufhängung eines Christoph Hempel aus Schwerta, Mitschuldigen an einem Einbruch auf dem Greiffenstein. Nach einiger Zeit ist die Leiche vom Galgen weggenommen, Kopf und rechte Hand aber zurück gelassen worden. — 1694 starb der Rentmeister Hammer vom Greiffenstein nach 40jähriger Amtsführung. Er war der Gründer des jetzt noch bestehenden dortigen „Hammerkreischams“. — Das folgende Jahr 1695 liefert eine besondere Nachricht. — Der gräfliche Oberförster im nahen Orte Steine, der sich ein hübsches, betürmtes Schloßchen gebaut und vornehm ausgestattet hatte, veranstaltete zu dessen Einweihung ein reichhaltiges Gastmahl und lud auch den Grafen dazu ein. Nachdem er seinen Gästen Haus, Hof und Einrichtungen gezeigt, fragte er selbstgefällig den Grafen, was daran wohl noch fehlen könne. Worauf dieser antwortete: „nur noch ein Galgen, um den Oberförster daran zu hängen.“

1700 wurden (nach dem vorjährigen großen Brande) in dem wieder aufgebauten Kirchturne zwei neue, in Liegnitz gegossene Glocken aufgezogen. — 1703 am 3. Juni starb der Graf Christoph Leopold Schaffgotsch und am 8. Februar 1704 wurde seinem Sohne und Nachfolger Hans Anton (Gotthard) gehuldigt. — Zufolge kaiserlicher Kriegs-Geldforderungen mußten die Länder ungeheure Summen aufstreifen. Schlesien wurde davon (1705) mit 888,888 fl. und von diesen Friedeberg mit 1236 fl. betroffen (Greiffenberg 1485, Löwenberg 1986, Hirschberg 2262 fl.) — Nachdem bisher in den Einzelteilen des Landes, zumal in manchen Städten sogar besonderes Maß und Gewicht bestanden, wurde i. J. 1705 darin Wandel geschaffen. (Das Löwenberger Quart enthielt mehr als das Breslauer, die

Breslauer Elle 243,8 = 100 franzöf. Linien, die Greiffenberger und Friedeberger 246,3; die Hirschberger 255,3; die Löwenberger 248,95. 1 Breslauer Pfund wog 8434 franzöf. Mß, das Friedeberger 10 650, ebenso das Greiffenberger und Löwenberger; das Hirschberger 15 090 Mß). — Am 4. September 1706 Durchzug Karls XII. v. Schweden; er übernachtete in Deutmannsdorf. — 1707 Wiederherstellung des Rathhausturmes; 165 Thlr. für Eindecken und Knopfaufsetzen. — Unterm 15. April 1708 erteilte der Kaiser dem Grafen Schaffgotsch den schon seinem Vater verliehenen Stand der Grafen des heiligen Römischen Reiches für ihn und seine Nachkommen mit dem Titel Hoch- und Wohlgeboren, Semperfrey etc., vermehrte auch das Familienwappen mit dem schlesischen Adler. 1731 erhielt er den Orden des goldenen Vließes. —

1721 ist der Kaffee eingeführt worden.

1725 wurde Friedeberg von einer kaiserlichen „Indicationskommission“ geschätzt und zwar auf 314 Bürgerhäuser mit 688 Thlr. Nutzung, 18 Bäckerbänke zu 1800 Thlr. mit 4 % auf 72 Thlr., 18 Fleischerbänke zu 75 Thlr., 18 Schusterbänke = 1800 Thlr., die Apotheke zu 260 Thlr., 1 Barbierstube zu 50 Thlr., 1 Badstube 300 Thlr., 1 Lizenztisch 99 Thlr. 19 Sgr., zusammen 5659 Thlr. Der Stadtbereich enthielt 317 Häuser, 2 Kirchen, 5 Stadtteiche, 5 Büsche. — 1730 am 14. Juni wurde Friedeberg endlich die 12 Jahre lang getragene Einquartierung los. — 1734 am 24. Juli erhielt die Stadt das Privilegium eines dritten Jahrmarktes und zwar auf die Sonntage Judica. — 1737 wurden am 7. Juni drei Kerle aus Rabishau wegen Diebstahls mit Rad und Schwert hingerichtet. Zu dem Zwecke ließ die Stadt durch 55 Zimmerleute ein besonderes Gerüst herrichten. Das Holz dazu wurde unter Trommelschlag und Musik aus dem Stadtbusch geholt. Hiefür hatte der Stadtschreiber Quasius eine Ovation zu halten und der Stadtschreiber Schurer drei Liebe „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes“ ins Holz zu tun. Weil nun aber die Verbrecher vom Friedeberger Scharfrichter sich nicht wollten hinrichten lassen, sind drei andere: Michael aus Hermisdorf am Rhnast, Kluge aus Bittau und Ortel von Lauban herbestellt, von denen zwei sehr gut richteten, der letztere aber dreimal hacken und dann den Kopf noch besonders abschneiden mußte, was bei den Zuschauern große Erregung verursachte. — Welcher Unterschied in der Strafrechtspflege gegen jetzt! Wegen Diebstahls schon zum Tode verurteilt, wurden wegen der Spitzbuben nicht nur solch kostspielige Umstände und sogar ihre Hinrichtung von den ihnen genehmen Scharfrichtern abhängig gemacht! — 1741 konnte zufolge des schlesischen Krieges am Sonntage Lätare, und zwar im Rathhause wieder evangel. Gottesdienst gehalten werden, zu welchem der derzeitige katholische Pfarrer Thienst sich sogar bereit finden ließ, kirchliche Geräte zu leihen. — 1742 wurde die preussische Accise eingeführt und zu dem Zwecke drei Torfschreiberhäuser errichtet. — An der Beisetzung der Leiche des am 19. März d. J. in Breslau verstorbenen Grafen Anton Schaffgotsch in der Warmbrunner Kirche mußten der Friedeberger Rat, die Ältesten und von jedem Handwerk 7 Mann sich beteiligen. — Zu der i. J. 1743 von Friedrich II. eingeführten Stadt-Feuer-Sozietät

ist Friedeberg mit 49 755 Thlr. eingeschätzt worden. — 1748 schrieb der Bürgermeister Anton wegen 3600 Thlr. städtischer Schulden doppelte Serviststeuer aus, erregte damit allgemeinen Unwillen, die zu näheren Eingehen auf seine Kassensführung veranlaßte. Nachdem sich eine mehrjährig mangelnde Rechnungslegung herausstellte, wandte man sich dieserhalb an den Grundherrn, den Grafen Philipp Gotthard Schaffgotsch, der eine Püfungs-Kommission einsetzte. Dem Bürgermeister wurde nun die Kassensführung abgenommen und einem neuernannten Kämmerer (Ratmann Lorenz) übertragen. Ferner wurden die Naturalvergütungen an die städtischen Beamten abgeschafft und dafür Bargehälter festgesetzt; für den Bürgermeister 90 Thlr., für den Kämmerer 60 und für den Stadtschreiber 45 Thlr. — 1752 erhielt die Stadt das Privilegium zur Abhaltung von Viehmärkten neben den Jahrmärkten. — 1754 starb der Rats-Senior, Apotheker Göbel. Der Apothekenverwalter „heiratet more solito“ nach einem Jahre die Apotheker-Witwe. 1755 stirbt der Bürgermeister Anton, ihm folgt der Kämmerer Lorenz und diesem Gottfried Engmann. Zufolge höherer Verordnung müssen nun in den Städten noch Polizei-Bürgermeister angestellt werden; in Friedeberg wurde es Leonhard Friedrich Hünlein. — 1756 fand anlässlich des Sieges Friedrichs II. bei Lowositz ein Dankfest statt. Man glaubte nun an Einkehr friedlicher Zeit und legte in diesem Jahre den Grundstein zum Bau einer evangelischen Kirche in der Niedergasse. Das fertige Gebäude hat 5635 Thlr. gekostet. Am 2. Oktober fand der erste Gottesdienst darin statt. Die Kirche enthält zwei Emporen und 1209 Stände. 10 Jahre später brannte sie schon ab; ihre Wiederherstellung erforderte 2109 Thlr. Außer der Stadt gehören in den Sprengel: Köhrendorf, Egelsdorf und Ober-Wirlich.

(Fortsetzung folgt.)

Gesched, Mitglied des Hauptvorstandes: **Niesengebirgsverein**. Am 24. Oktober hielt der Hauptvorstand eine längere Sitzung ab, in welcher der Vorsitzende, Herr Geh. Justizrat **Sehndel** das neu eingetretene Hauptvorstandsmitglied, Herrn Oberleutnant a. d. **Mellin**, welcher für die Geschäfte eines Bibliothekars der Vereins-Bibliothek in Aussicht genommen ist, begrüßte. Der Hauptvorstand hatte in seiner Sitzung am 8. August d. J. beschlossen, den Fußweg am rechten Zadenufer, der von Petersdorf bis zur Einnündung der Rochel führt, bis Schreiberhau weiter zu bauen. Es war dieser Wegebau ein alter Wunsch des Hauptvorstandes, den dieser schon vor vielen Jahren verwirklichen wollte; damals scheiterte die Ausführung an dem Widerspruch der Grundherrschaft. Dies hat sich in erfreulicher Weise jetzt dahin geändert, daß die Genehmigung zu diesem Bau seitens des Reichsgräflich **Schaffgotsch'schen** Cameralamtes auf Ersuchen des Hauptvorstandes bereitwilligst erteilt wurde. Der anzulegende Weg führt etwa zu ein Drittel seiner Länge über das Gebiet des Herrn Fabrikbesitzer **Opitz** in Breslau; auch hier gelang es dem Hauptvorstand, die anfänglichen Bedenken gegen diesen Wegebau zu beseitigen und die Genehmigung zu erhalten. Dieser Fußweg, der in seinen Anfängen von der Rochelmündung aus schon vor einigen Jahren von der Gräflichen Forstverwaltung gebaut, dessen Weiteren aber verboten war, wird bis zur Einnündung in den vom Rettungshause Schreiberhau nach der Chaussee führenden Fahrweg neu gebaut; er wird auf diese Weise eine neue Verbindung mit Schreiberhau schaffen, sowohl in der Richtung über die Siebenhäuser, als in der über das Rettungshaus. Der neue Weg ist landschaftlich hervorragend schön; er führt dicht am Zaden entlang, eröffnet überraschend großartige Felspartien und wird im Sommer als schattiger Fußweg von Touristen und Sommerfrischlern gern aufgesucht werden. Der Bau des Weges wird hoffentlich noch in diesem Jahre vollendet werden können. Der Bau ist mit Rücksicht auf das Gelände

zum Teil ein sehr schwieriger und infolge dessen ein ziemlich kostspieliger; er wird unter Oberaufsicht der Reichsgräflich Schaffgötsch'schen Forstverwaltung von dem Bauunternehmer Stelzer in Kieselwald sehr geschickt und solide ausgeführt. Der Hauptvorstand wird in den nächsten Tagen eine Besichtigung des Weges vornehmen. (Das ist geschehen. Die Schriftleitung.) Es soll übrigens zur Richtigerstellung gegenüber neuerlichen Zeitungsnotizen hier nochmals festgestellt werden, daß die Kosten dieses Wegebaues ausschließlich aus der Hauptkasse des R.-G.-V. bestritten werden, daß der Plan zu diesem Bau lediglich von dem Hauptvorstand ausgegangen ist und daß allein in seinen Händen die Ausführung ruht. Dem Hauptvorstand ist zuverlässig mitgeteilt worden, daß dem Kirchplatz Wang neuerdings wiederum die Gefahr weiterer Verbauung der Aussicht droht. Nachdem vor mehreren Jahren durch Errichtung des Einert'schen Hotels Wang die bis dahin so einzig schöne Aussicht vom Kirchplatz Wang bedauerlicher Weise nach der Koppe zu völlig verbaut worden ist, so soll jetzt unterhalb dieses Hotels am Wege nach Brückenberg der Baugrund zu einem großen Gebäude ausgeschachtet werden, das nach seiner Fertigstellung zweifellos wiederum den Blick von und nach dem Kirchplatz Wang sehr einschränken würde. Der Hauptvorstand erachtet es für seine Pflicht, so weit es in seinen Kräften steht, gegen diese der Kirche und dem Kirchplatz Wang drohende Verunstaltung ankämpfen; er ist der Ansicht, daß die Bestimmungen des Gesetzes vom 15. Juli 1907 hier Anwendung finden und hofft, daß die zuständigen Behörden diese Auffassung teilen werden. Auch in diesem Jahre soll wieder im Monat Dezember eine Anzahl Schneeschuhe an die Schulen im Gebirge verteilt werden. Am 28. November d. J. feiert die Ortsgruppe Berlin das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens. Diese Ortsgruppe beabsichtigt, eine neue Schülerherberge auf eigene Kosten zu errichten und für deren Unterhaltung zu sorgen. Zu Ehren ihres langjährigen Vorsitzenden wird die neue Herberge die Bezeichnung „Zelle-Schülerherberge“ erhalten. Der Ort der Herberge wird noch später bestimmt. Der Herr Vorsitzende berichtet über die von der Versammlung der Vertreter der Schülerherbergen in Hohenelbe gefaßten Beschlüsse. Das Hauptvorstandsmitglied Herr Stiller (Görlitz) teilt mit, daß die von der Ortsgruppe Görlitz unterhaltene Schülerherberge in Hain in Zukunft auch während der Oster-, Pfingst- und Michaelisferien geöffnet sein werde. Der Ortsverein in Neudorf hat an Stelle des hölzernen und oft zu erregenden Geländers auf dem Mariannenfelde bei Fischbach ein eisernes Geländer mit einem Kostenaufwande von 166 Mk. aufstellen lassen. Außer Stände, die hohen Kosten selbst zu tragen, wendet sich der genannte Verein mit der Bitte um eine Beihilfe an den Hauptvorstand. Es werden 50 Mk. bewilligt. Bei der letzten Herbstzusammenkunft mit den Vertretern der österreichischen Gebirgsvereine war die alte Klage wegen Verweigerung österreichischen Geldes im diesseitigen Vereinsgebiet und zwar unter Bezeichnung eines speziellen Falles am Schalter des Bahnhofes Ober-Schreiberhau laut geworden. Die von Herrn Geh. Justizrat Seydel versprochenen Maßnahmen zur Abhilfe des beklagten Ubelstandes haben Erfolg gehabt und dürften die Klagen nun endgültig aufhören. Es wird übrigens mitgeteilt, daß bereits im Amtsblatt für 1906 im diesseitigen Vereinsgebiet die Schalterkassen in Ober-, Mittel- und Nieder-Schreiberhau, Josefinsenhütte, Dittersbach (Stadt.) und Haselbach zur Annahme österreichischen Geldes angewiesen sind. Auf der Hauptversammlung in Marklissa hatte die dortige Ortsgruppe den Antrag gestellt, zur Belebung des Vereinslebens, namentlich in den kleineren Ortsgruppen, die Einrichtung von Wander-Kednern zu schaffen. Auf die i. J. erfolgte Berichterstattung durch die Ortsgruppe Breslau wurde der Antrag im Wesentlichen angenommen und die letztere beauftragt, die Angelegenheit durchzuführen. Auf erfolgte Aufforderung haben sich nun mehrere Herren erboten, Vorträge zu halten und werden die Namen dieser Herren und die Gegenstände der Vorträge in der nächsten Nummer des „Wanderer“ mitgeteilt werden. Es wurde beschlossen, die erforderlichen Honorare aus der in den Etat eingesehten Summe zu decken, die Reisekosten-Entscheidungen der Vortragenden Herren aber den beteiligten Ortsgruppen zur Zahlung zu überlassen. Anträge auf Zufendung der Lichtbilder-Serien sind an Herrn Lehrer Höne hier GutsMuths Nr. 5 zu richten. Der Herr Vorsitzende teilt weiter mit, daß der Waidenbesitzer Pohl beabsichtigt, einen neuen Fahrweg von der Hainpeltbaude nach der Riesenbaude anzulegen. In die Wegetrassen ist von dem Wege, welcher oberhalb der Hainpeltbaude seitwärts nach der Wiesenbaude führt, eine Strecke von ungefähr 400 m mit einbezogen,

welche durch Verbreiterung um 1 m 20 cm mit als Fahrweg benutzt werden muß. Pohl stellt nun den Antrag, ihm das bezeichnete Stück Weges zu überlassen und verpflichtet sich in einem ausgestellten Revers, daselbe stets in gutem Zustande zu erhalten, andernfalls der R.-G.-V. berechtigt sein soll, den Weg auf Kosten des Antragstellers herzustellen. Hauptvorstand genehmigt den Antrag. Am 1. November findet in Lauban eine Versammlung der Ortsgruppen-Vorstände des Isergebirges statt, zu welcher auch der Hauptvorstand nach erfolgter Einladung durch ein Mitglied vertreten sein wird. Der Antrag der Ortsgruppe Cottbus, durch Ortsgruppe Dresden unterstützt, auf Führung von Verhandlungen seitens des Hauptvorstandes auf Preisermäßigungen in den Gasthöfen und Waidenwirtschaften an die Mitglieder des R.-G.-V. bei Reisen in das Gebirge war i. J. in dieser Form von der Hauptversammlung in Marklissa abgelehnt worden; es wurden jedoch die genannten Ortsgruppen ermächtigt, aus sich heraus solche Verhandlungen zu führen. Der Herr Vorsitzende teilt nun einen Antrag der Ortsgruppe Dresden mit, nach welchem dieselbe zur Deckung von Porto und sonstigen Ausgaben einen Vorschuß von 200 Mk. erfordert. Diesem Antrage konnte nicht zugestimmt werden, weil dazu die Genehmigung der Hauptversammlung erforderlich sein würde. Herr Professor Dr. Rosenberger ladet noch die Hauptvorstandsmitglieder ein, an einer von dem Vorstand der Ortsgruppe Hirschberg am 14. November zu veranstaltenden Feier der Enthüllung einer zu Ehren des Großkaufmanns und Dichters Christian Jakob Salice-Contessa, geb. 21. Februar 1767 in Hirschberg, an seinem früheren Wohnhause Schmiedeburgerstraße angebrachten Gedenktafel teilzunehmen. Hierauf Schluß der Sitzung.

H. Hoppe (Hirschberg): Ein Scheideweg im Hochgebirge. (Fortsetzung.) (Aus der Schles. Zeitung.) Wie zur Bestätigung dessen kam jetzt Mallik's jüngster Sproß, ein Nachkömmling, der 14jährige Franz, mit seinen Schneeschuhen in der Hand zur Stube herein. Ein kräftiger, großgewachsener Junge mit offenem, intelligenten Gesicht, dessen frischer, lebhafter Farbe man ansah, daß er eine flotte Fahrt hinter sich hatte. Durch gelegentliche kleine Geschenke hatte ich mir Franzens Zuneigung schon früher erworben, und so kam er gleich auf mich zu und begrüßte mich. Als er hörte, daß ich mit dem Vater zum Scheideweg gehen wollte, bestürmte er den Alten mit Bitten, mitgehen zu dürfen, wobei er mich spitzbübisch pfeffig ansah in der Hoffnung auf meine Unterstützung, die ihm denn auch zuteil wurde und den gewünschten Erfolg hatte. Voll Freude darüber machte sich Franz mit blühenden Augen daran, sich zu dem bevorstehenden Vergnügen gehörig herauszuputzen. Aus einem großen Pappkasten, den er selbst zusammengeleimt, und mit phantasiervoll verschlungenen Buchstaben: „Der Mutter Kramkassen“ bemalt hatte, brachte er allerhand schmückende Kleinigkeiten heraus: einen Knopf mit buntem Stein, eine blühende Nadel, einen in allen Regenbogenfarben schillernden Schlips, ja, sogar ein Fingerring fehlte nicht. Franz zog mit seinen Herrlichkeiten strahlenden Auges ab, um sich oben umzuziehen. Aus der Ecke hinter dem Ofen klang das leise Schreien eines kleinen Kindes hervor, und gleich darauf erhob sich ein schon früher gehörtes Flüstern zu lautem, polterndem Schimpfen. Halb lachend und halb ärgerlich sagte mir Mallik: „Nu giebt's nu olle Tage, Joahr aus, Joahr ein — Tag on Nacht.“ Es war Mallik's Schwiegervater, der alte, neunzigjährige Wenzel, der in Unterhofen und Flanellhemd mit gekrümmtem Rücken und hochgezogenen Beinen auf dem Bett hinter dem Ofen lag und unzusammenhängende Worte vor sich hin schimpfte. Das Schimpfen des Alten wurde immer lauter, aber das Weinen des Kindes ließ nach, denn seine Mutter, die bis dahin im Stalle tätig gewesen war, kam herein und gab ihm zu trinken, ohne sich durch meine Anwesenheit stören zu lassen. Es war eine hübsche, junge Frau, die Schwiegertochter Mallik's, die jetzt ihren acht Wochen alten Säugling an der Brust hielt. Als er gesättigt und eingeschlafen war, bettete sie ihn neben den noch immer vor sich hin brummenden Alten hinter dem Ofen und machte sich selbst fertig zur Teilnahme an dem Scheideweg. — Ein etwa zehnjähriges Mädchen kam schüchtern herein und setzte sich an den Tisch in der anderen Ecke, um Schularbeiten zu machen. Mallik gab ihr ein paar Enden Wurst, die ihr der Vater, der noch auf der Peterbaude beschäftigt war, mitgeschickt hatte. Strahlend vor Freude nahm die Kleine diese seltene Gabe in Empfang und verteilte sie dann gewissenhaft aus gutmütigem Herzen, so daß jeder von der Familie sein kleines Stückchen erhielt, ja, sie vergaß sogar den schimpfenden Urgroßvater und die auf der Bank behaglich schnurrende Katze nicht. Nun kamen noch ein älterer Sohn und ein Neffe Mallik's herein, große, kräftige Gestalten, die mit dem Kopf bald an die Decke stießen. Sie wuschen

ich in dem großen Waschbecken am Ofen und besilten sich, oben in der Schlaftube ihre Toilette zu beenden, denn sie gehörten zum Komitee und mußten daher früher als die Gäste in der Davidsbaude sein. Ihnen hatte ich auch die offizielle Einladung zu verdanken. Indessen hatte Mallik's Frau das Abendbrot fertig: defikate Eierkuchen, vierfach übereinander gelegt, so locker und zart, wie sie wohl nur eine böhmische Köchin hervorbringt, dazu stark gewürzte Preiselbeeren. Zum Schluß gab es Butterbrot und Käse und einen großen Topf Kaffee mit Ziegenmilch. Nun kamen auch die Herren des Komitees geschneigelt und gebügelt wieder zum Vorschein. Sie hatten sich mit dem Abzeichen ihrer Würde, großen, bunten Rosetten, geschmückt und schickten sich an, mit der jungen Frau hinunter zu fahren. Die Frau war kaum wiederzuerkennen. Vor wenigen Minuten noch hatte sie barfuß, nur mit dem roten Barchentunterrock und dünner Rattunjade bekleidet, im Stalle gesteckt und dann ihr Kind verspflegt, und jetzt stand sie, sauber frisiert, in modernen schwarzen Rock und in heller Bluse, zum Tanze gerüstet wieder vor mir. O, daß doch unsere Frauen in den Städten ebenso schnell Toilette machen könnten! Die Frau sah noch einmal nach ihrem Kinde, das friedlich in seinem Bettchen schlummerte, während der Alte noch immer vor sich hin brammelte. Dann ging es mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen!“ hinunter in die Davidsbaude. Auch wir rüsteten uns zur Abfahrt. Mallik's Frau und die alte Urgroßmutter sollten das Haus hüten. Merkwürdiges Leben hier oben! Vier Generationen in dieser einzigen Stube! Vom 90jährigen Urgroßvater bis zum wenige Wochen alten Säugling, die ganze Familie vereint zu Freude und Leid, in Gesundheit und Krankheit, Sommer und Winter in diesen engen, und doch so traulichen vier Holzwänden. — Doch nun brachen wir auf. Franz stützte auf seinen Schneeschuhen vorweg. Ich setzte mich auf den Hörnerschlitten, den Mallik mit einer Laterne in der Hand zog. Bis zum Hauptwege von der Peterbaude zur Spindelmühle war ich wieder Schneepflug, aber dann ging es in laufender Fahrt bergab, und bald hatten wir die hellerleuchtete Davidsbaude erreicht, in der die Kapelle schon lustige Weisen spielte. „O, sie war'n sich wundern,“ sagte Mallik, „die macha goar sieh an' schiene Musike. Der Kenner-Heinrich hot an Harmonie, die spielt viel schiener als wir an große Kapelle.“ Im Hausflure traf ich meinen Reisegefährten, den Breslauer, der auch eben erst eingetroffen war. Unsere erste Sorge war, uns ein Nachquartier zu besorgen, denn wir wußten nicht, wie's werden würde. Obgleich die Baude im Winter nicht auf Nachtgäste eingerichtet ist, gelang es uns doch endlich, hinter zum Trocknen aufgehängener Wäsche und von den Gästen abgelegter Garderobe, durch mehrfaches Umräumen aus einer Stube in die andere, uns Betten für die Nacht zu sichern. Dann ging es hinunter in den Strudel des Vergnügens. Strudel im eigentlichen Sinne des Wortes! In der mit einem riesigen Aufwande von bunten Seidenpapierblumen geschmückten Gaststube, aus der man, um Platz zu gewinnen, das große Schänksims herausgeräumt hatte, wirbelte eine undurchdringliche Menge — zwanzig Paare zu gleicher Zeit, wo eigentlich nur für fünf Platz war. Wir mußten an der Tür stehen bleiben, bis der Tanz zu Ende war, denn jetzt war es uns nicht möglich, durchzukommen. Wir benutzten diese Gelegenheit, um mit dem Komitee einen Schnaps zu genehmigen und unser Eintrittsgeld in Höhe von einer Mark zu entrichten. Dafür erhielten wir jeder eine rote Schleife, die uns zum freien Tanzen berechtigte. Der mit uns eingetretene junge Lehrer erhielt dagegen eine weiße Schleife. Auf eine Frage des Breslaunders hörten wir: „Die weiße Schleife sein für die Unberheirat'ta. Ihr beide saht uns vo hinga an vo vorne zu verheirat't aus. Do behall't od schon die ruda Schleife.“ Der Breslauer, der schon seinen Trauring hoffnungsfreudig in die Westentasche versenkt hatte, sah sich erkannt und ließ es bei der roten Schleife bewenden. Der Walzer war zu Ende, und wir konnten unseren Platz einnehmen — in unmittelbarer Nähe der Hauskapelle. Das war nun für meinen musikalisch veranlagten Breslauer ein „gefundenes Freßten“. Die Zusammenfügung dieses musikalischen Trios war auch wirklich zu eigenartig und konnte den Reiz jeden Varieteebesizers erregen. Kenner-Heinrich, der Kapellmeister, hatte seine Harmonika, einen Kasten von der Größe einer halben Kommode, auf's Knie gestützt und zog mit eleganten, schwungvollen Handbewegungen die Bälge auseinander und wieder zusammen. Mallik hatte recht; es kam wirklich ein fast orgelähnlicher Klang aus diesen großen Bälgen, die durch unzählige Ventile, Glöden und Stimmen eine Menge verschiedenartiger Instrumente vortäuschten konnten. Vor sich auf dem Tisch hatte Kenner ein aufgeschlagenes, elegant gebundenes Notenbuch liegen, das aber wohl nur zur Erhöhung des Ansehens der

Kapelle dienen mochte, denn Kenner-Heinrich spielte Rheinländer, Walzer und Polka, ohne umzublätern, von denselben Noten herunter. Er hielt seine Augen beharrlich fest geschlossen und sah auch nicht auf, wenn ein anderes Stück drantam. Seinen Kopf hatte er hintenüber auf die Schulter gelegt und begleitete die Armbewegungen mit entsprechendem rhythmischen Nicken. Ich sah seine Augen nur sich öffnen, wenn Heinrich einmal in den Pausen ein Glas Bier oder einen Schnaps hinter die Binde goß. Trotzdem paßte er auf „wie ein Hestelmacher“, wenn die Begleitung nicht pünktlich Takt hielt. Sein linker Fuß, der die Stelle des Dirigentenstabes vertrat — im vollsten Sinne des Wortes — stampfte dann heftig auf und brachte die auseinandergekommenen Takte schnell wieder in die Reihe. Doch die Augen blieben nach wie vor geschlossen. Erben-Stefan entlockte seiner Violine klangvolle Töne, doch das schönste Instrument bearbeitete Sleschatsch-Emil — seine Teufelsgeige. Ein mannshoher, mit Schellen und Glöckchen behangener Stod, dessen einzige, starke Bassgeige über eine mit Luft gefüllte Schweinsblase gespannt ist und mit einem sägeartig gezähnten, hölzernen Fiedelbogen gestrichen wird. Emil nannte diese Teufelsgeige mit dem Stolz eines Archäologen eine „Zage“. „Sah'n Sie od,“ antwortete er mit verschmitztem Lächeln auf meine Frage, indem er mir mein Bier wegrauft, „sah'n Sie od, woas an Zither ies, doas weiß a jeder Mensch, aber nee, woas an' Zage ies. Su a Instrument hon die ahla Juda schon ei der Wüste gehort — wie's ei der Bibel steht: Die Kinder Israels traten vor den Herrn mit Zittern und mit Zagen. On sah'n Sie, a su an Zage hoa ich hie ei der Hand.“ Meine Enttäuschung über den Reinfall ging unter in einem neuen, geräuschvollen Tanzstück. Emil „glunzte“ verstoßen nach mir hinüber und spielte seine Zage mit einer Hingebung und Ausdauer, daß die einzige Saite unter den reißenden Zähnen des Fiedelbogens laut aufheulte; und zur Erhöhung des Eindrucks stieß er die Geige taktmäßig auf den Fußboden auf, daß die Glöckchen und Schellen zu klingen begannen. Besonders hervorzuhobende Stellen unterstrich er ausdrucksvoll, indem er mit dem Bogen wie besessen auf die Schweinsblase schlug, so daß es klang, als ob auf einer großen Trommel die Schlägel gerührt würden. (Schluß folgt.)

Dr. Kar. Beyer (Dresden): Die Schülerreise der Ortsgruppe Dresden ins Riesengebirge vom 21.—24. Juli 1908. (Eine humor. Schilderung. (Fortsetzung.) Der Besuch Warmbrunn's, wo uns Herr Badeinspektor Hauptmann C o g h o einen liebenswürdigen Empfang bereiten wollte, mußte unterbleiben, und schweren Herzens telegraphierte ich ab. Wir fuhrten gleich direkt mit dem Zuge nach Hermsdorf, um hier im Hotel zur Krone das Mittagessen einzunehmen. Eigentlich war es später bestellt, aber ich ließ abstimmen, wer Hunger hatte. Es ergab eine einstimmige und geradezu stürmische Annahme, überhaupt wurde diese wichtige Magenfrage auch bei späteren Gelegenheiten stets debattelos genehmigt. Im geräumigen Speisesaal eine große sauber gedeckte Tafel, um diese herum erwartungsvolle Gesichter. Es gab deutsches Beefsteak und in Überfülle Bratkartoffeln, Grünkohl und sonstige Beilagen, denen eifrig zugesprochen wurde. Jeder erhielt dazu ein Glas köstlichen Limettas, und ich sah es den freudestrahlenden Gesichtern an, daß ich bei allen den richtigen Geschmack getroffen hatte. Es wurde viel verzehrt, doch so reichlich war serviert worden, daß genügend Reste blieben. Meine Androhung, denjenigen mit den fürchterlichsten Strafen zu belegen, der sich nicht satt esse, wurde mit einem Höllengelächter beantwortet. Das lustigste Mahl war für den erstaunlich billigen Preis von 65 Pf. hergerichtet. — Inzwischen hatte auch der Regen nachgelassen und hörte später ganz auf. Deswegen wurde auch ein baldiger Ausbruch beschlossen. Ich hatte einen laubgeschmückten Erntewagen bestellt, der erst lange auf sich warten ließ, aber endlich, nachdem er erst einmal versehentlich in Karriere beim Hotel vorbeigefahren war, doch zur Stelle kam. Mit Hurrah wurde der Wagen von den Jungen besetzt, bedächtig stiegen wir Alten nach. Jetzt ging eine lustige Fahrt los, die darin noch einen besonderen Reiz hatte, daß der Wagen, weil ohne Federn, auf der holprigen Chaussee unsern Körper tüchtig durcheinander rüttelte und den Magen beim Verdauungsgeschäft der eben eingenommenen reichlichen Mahlzeit wesentlich unterstützte. Ein besonders zart besatteter Fahrgast schreibt in seinem Bericht, er habe beinahe die Gehirnerschütterung von dem Gepolter bekommen. Besonders die Erwachsenen litten sichtlich. Freund R o s e, der Vergleiche mit einer Automobilfahrt anstellte, rief mir zu: „Was haben wir denn Dir getan, daß Du uns solchen Martern aussetzt?“ — Umso angenehmer wirkte der Wechsel, als am Rufernfelden aussteigen wurde, den Hochfalk zu besichtigen. Es war trübe und naßkalt geworden und die finstere Schlucht, welche das Bett

des Falles bildet, machte bei dem trüben Wetter einen recht unfreundlichen Eindruck. Unser Aufenthalt war deshalb auch nur ein kurzer, wir wollten weiter, mußten wir doch zum Abendbrot in Schreiberhau sein. Wieder vertrauten wir uns unserer „Knochenmühle“ an, und hüllten uns in die Wettermäntel, denn auch der Regen setzte schon wieder ein. Ich mußte etwas für Stimmung sorgen, und mein Vorschlag, jedem Vorübergehenden mit einem kräftigen „Grüß Rübzahl!“ einen Willkommensgruß zu bieten, fand größten Beifall. Zwei alte Damen, die ahnungslos ihres Weges zogen, wurden unsere ersten Opfer. Als wir nahe heran waren, wurde leise 1, 2, 3 gezählt, dann tönte wie eine Gewehr-salve ein 19stimmiges frisches „Grüß Rübzahl“, welches die übrigen wenig repräsentativen Vertreterinnen des schönen Geschlechts erschreckt zur Seite fahren ließ. Ein fetter Berliner rief als Gegen-gruß „Prost Neujahr“ und löste damit kolossales Gelächter bei den Jungen aus. Jeder Entgegenkommende wurde aufs Korn genommen, und endlose „Grüß Rübzahl!“ durchschallten das stille Zadowental, sodaß in Wirklichkeit sich die Fahrt zu einer recht amü-santen gestaltete. Endlich waren wir um 8 Uhr vor Königs Hotel in Schreiberhau am Ziele angelangt, wir suchten unsere Knochen zusammen und kletterten unter verschiedenen Verrenkungen aus unserem Gefährt. Freundlich begrüßten uns die liebens-würdigen Wirte, die Herren Gebr. Ludwig, und teilten mir mit, daß alles zu unserm Empfang, Abendbrot und Betten, bereit sei. Zwei große lustige Zimmer, in welchen je 7 Betten standen, dienten zur Unterkunft, und eine oberflächliche Besichtigung er-gab ein befriedigendes Resultat. Ich führte die Jungen hinein und gab Anordnung, daß jeder seine Stiefel mit den leichten Haus-schuhen vertausche, sich wasche, das Hemd wechsle und vor allen Dingen stets seine Sachen beieinanderhalte. Mein Stubenältester fungierte erstmalig als Vorgesetzter und half mir mit Ordnung schaffen. Einer fragte mich, ob er schon ins Bett solle, aber ich stellte ihm vor, daß er doch erst Abendbrot essen müsse, und als ich fragte, ob er denn keinen Hunger habe, antworteten alle unaufgefordert: „Aber tüchtigen!“ Nun denn zum Essen! Im Speisesaal war eine große Tafel gedeckt, verlockend glänzte in den Pokalen die köstliche Limetta, und als jeder 4 warme Würstchen mit Butterfemmeln erhielt, „fogar Senf gibts dazu“, bemerkte einer, da ging es an ein Schmausen, daß es eine Lust war. Dann gab es noch zwei große, mit Wurst und Schinken belegte Butterbröte, die aber trotz äußerster Anstrengung nicht ganz vertilgt werden konnten. Nach dem Essen wurden fleißig Notizen studiert, und man besprach die mutmaßlichen Pläne des Führers für den anderen Tag, welche übrigens niemand kannte. — Über-all Interesse zur Sache, man war mit Leib und Seele dabei. Jeder wurde noch aufgefordert, eine Karte nach Haus zu schreiben, und hierzu erhielten unsere 5 Pensionäre eine solche aus der Kasse. Bald meldete sich der Sandmann, ein freundl. Gutenacht gegen-seitig mit der Aufforderung, um 6 Uhr aufzustehen, und der erste frohe Tag war zu Ende. — Noch lange aber nicht in den Zim-mern. Vor allem hatte doch jeder noch die gespendete Schot-lade zu verzehren, und die Wogen der Unterhaltung gingen da-bei sehr hoch. Ich mußte die Autorität meines Zugführers Herrn R o s e jr. sehr unterstützen und drohte jedem, der wegen Lärmens angezeigt würde, mit Entziehung der Limetta für den nächsten Tag. Das zog! Als ich nach einer Viertelstunde den Schlafraum wieder betrat, lag alles in friedlicher Ruhe, nur einer rief leise im Traum: „Grüß Rübzahl!“, dem lag die Wagenfahrt noch in den Gliedern. Glückliche Jugend! Am anderen Morgen wollte ich um 6 Uhr wecken, da begrüßten mich frische, lachende Gesichter, ein Teil war schon auf und machte sich fertig, die anderen mußten im Bett verbleiben, weil wenig Platz war. Man hatte sich schon ganz gut und selb-ständig eingeteilt. Pünktlich 1/2 7 Uhr wurde Kaffee ge-trunken, und nachdem von mir die finanzielle Seite geordnet war, um 7 Uhr abmarschiert. Doch das ist nicht so einfach, erst mußte angetreten werden, die Schlafräume wurden von meinem Zugführer nach vergessenen Sachen abgesucht, und richtig! fand sich immer etwas. Der Betreffende erhielt mit einem Kniffel vor versammelter Mannschaft sein Eigentum eingehändigt. Einer hatte seinen bald 2 m langen Bergstock, der ganze Kerl selbst war 3 Rufe hoch, verloren, wo? jagt die Redaktion des Blattes. Er hatte das Leiden schon lange bemerkt, denn bei der Wagenfahrt sei er herausgefallen. Ohne Bergstock ist der Tourist nur ein halber Mensch, also wurde ein neuer gekauft. Das Wetter war kalt, und rings-um alles dicker Nebel. Das stimmte mich recht traurig, denn ich konnte meinen Schülern die Herrlichkeiten nur beschreiben, doch auch die Vorstellung wirkt nur halb, und der Eindruck des mäch-tigen Gebirges, der von Schreiberhau besonders groß ist, war

verfehlt. Hoffen wir, daß es besser wird. Vorbei ging es beim Moltkeselsen und dem Kriegerdenkmal, einer schreibt in seinem Tagebuch Krügerdenkmal, er dachte an den seltsamen Ohm Krüger, und nach kurzem Marsch befinden wir uns in der Glashütte. Der mächtige glühende Hochofen, in welchem das Glas schmilzt, erregt großes Interesse, und als dann die Glasbläser ihre Tätigkeit be-gannen, die wunderlichen Dinger aus einem Klumpen Glas her-vorbrachten, es drehten und schlangen, da war des Staumens kein Ende. Man drückte gegen die freistehende Barriere derart, daß sie umfiel, mit ihr verschiedene auf die Nase. Nur zu lange hatten wir uns aufgehalten, jetzt ging es einem großen Naturschau-spiel, der Zuckelflamme mit Fall, entgegen. Das war ein Brausen und Zischen, und der Wasserstaub hätte uns durchnäßt, wenn wir nicht fürsorglich unsere Wettermäntel umgelegt hätten. Machtvoll ergriffen waren alle von der Wildheit des Bildes, war doch mancher unter uns, der noch nie einen Wasserfall „von dieser Güte“ ge-sehen hatte. Noch einmal den Blick oben von der Straße in die tief unter uns liegende Klamme gewandt! Dann begann der er-hebliche Aufstieg zur neuen schief. Baude. „Langsam steigen, nicht vorausrennen! beieinanderbleiben, nicht sprechen, tief die köstliche Luft einatmen,“ waren die immer wiederholten Lehren, die ich geben mußte. Ich lenkte die Aufmerksamkeit auf die Wald-formation, durch welche man genau beobachten könne, wie hoch man sich befindet. Erst üppiger Wald, durchzogen mit dichtem Gebüsch, bis bei 1000 m die Stämme dicker und niedriger werden und auch vereinzelter stehen. Endlich bei 1200 m werden die Bäume immer dürrer, wir sind im Bannwald, der den größten Winter-stürmen Trotz bieten muß, und schließlich strecken nur einige kümmer-liche Fichten ihre dünnen Arme aus, die man Rausen nennt. — (Fortsetzung folgt.)

Alfred Schneider (Marlissa): Reform der Ge-schäftsordnung auf den Hauptversammlungen und Erweiterung des Vereinslebens im Riesengebirgsverein. (Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Riesengebirgs-Ortsgruppen am 1. No-vember 1908 zu Lauban). Meine Herren! In der Haupt-versammlung des Riesengebirgsvereins zu Marlissa am 9. Juni 1908 wurden Klagen laut, daß jetzt, nach 28jährigem Bestehen des Ver-eins, die Begeisterung der ersten Jahre gewichen sei, die Kon-kurrenz der seitdem entstandenen anderen Gebirgsvereine und Sport-Gesellschaften sich bemerkbar mache und große Ortsgruppen wie z. B. Breslau, Görlitz, Bunzlau, einen Rückgang der Mit-gliederszahl zu verzeichnen haben. Der Antrag der Ortsgruppe Marlissa auf Einstellung von Wander-Rektern wurde als ein Mittel zur Hebung des Vereinslebens lebhaft begrüßt und zur Annahme gebracht. Täuschen wir uns aber darüber nicht, m. H., daß wir mit dieser neuen Einrichtung schon alles Erstrebenswerte erreicht haben; es gilt vielmehr den Verein etwas zu moderni-sieren, um zu verhüten, daß er in den altüberbrachten Formen erstarre. Wenn wir zunächst den Geschäftsgang auf den Haupt-versammlungen betrachten, so ist die Vergeudung der kostbaren Zeit zu bedauern, die auf den Namensaufruf der Abgeordneten verwendet wird, anstatt am Saal-Eingang 4 Tische mit alpha-betischer Ortsgruppen-Einteilung aufzustellen, an welchen sich die Abgeordneten unter Vorzeigung der ihnen von der festgeben-den Ortsgruppe ausgestellten Legitimationskarte bei ihrem Ein-tritt in die aufgelegten Listen selbst einschreiben können. Dadurch wird auch verhütet, daß nach der üblichen feierlichen Begrüßung der Versammlung durch hervorragende Persönlichkeiten die da-durch erzeugte gehobene Stimmung während der durch den Na-mensaufruf der Vertreter eintretenden Pause wieder abflaut und sich in eine allgemeine Biertrant-Unterhaltung auflöst. Einer solchen schriftlichen Eintragung in die Listen steht nichts entgegen. § 36 der Satzungen besagt „die Hauptversammlung prüft die Legi-timation ihrer stimmberechtigten Mitglieder und entscheidet darüber endgültig,“ eine Vorschrift, die in der Praxis nicht befolgt wird und wohl auch nur für besondere Fälle vorgesehen ist. Eine weitere Vorschrift betreffs Feststellung der Anwesenden existiert nicht, sodaß der Versammlung vollkommen freie Hand bleibt. Eine weit wichtigere Sache ist eine Änderung der Geschäfts-Ordnung bei Beratung von Anträgen der Ortsgruppen. In jeder gesetzgeben-den Versammlung, in allen großen Vereinen begründet zunächst der Antragsteller, der die Materie doch am tiefsten durchdrungen hat, seinen Antrag und sucht dafür Stimmung zu machen, dann kommt der offizielle Berichterstatter, worauf die allgemeine Kritik einsetzt. Anders im R.-G.-V. Hier ist das Wohl und Wehe jedes Antrags im großen und ganzen in die Hand der berichtserstatten-den Ortsgruppe gelegt, welche stets zuerst zum Wort gelangt und da-von den ausgiebigsten Gebrauch macht, gewissermaßen den Rahm von der Milch abschöpft; denn es ist zweifellos, daß in einer Ver-

Sammlung, in der in der Regel ein großer Teil Neuling in den Geschäften ist, die durch den Berichterstatter erzeugte Stimmung nicht gleich durch Gegenrede verwirrt werden kann. Die antragstellende Ortsgruppe darf also von Glück sagen, falls die Berichterstatterung sich für sie erklärt hat, muß sich aber gefallen lassen, daß von letzterer alle ihre Ideen vorweg entwickelt werden, und sie, die Urheberin derselben, nichts Bedeutendes mehr vorbringen kann. Schlimm schneidet die Antragstellerin dagegen ab, wenn die Berichterstatterung gegen sie spricht und, wie bei dem Jahrbuch-Antrag der Ortsgruppe Breslau 1907 in Petersdorf, noch weitere 2 Redner sich auch gegen sie wenden; als damals endlich der Vertreter genannter Ortsgruppe an die Reihe kam, klangen seine ersten Worte fast wie eine Entschuldigung, daß er es noch wage, den Antrag zu verteidigen. Es ist auch ein gutes Recht des Antragstellers, daß die Begründung, die er nach § 33 der Satzungen seinem Antrage beizufügen hat, in der Hauptversammlung vom Vorsitzenden bei Verlesung des Antrags gleichzeitig mit zur allgemeinen Kenntnis gebracht wird, was bisher nicht geschah. Möge also künftig jeder Antrag in erster Linie durch die antragstellende Ortsgruppe erläutert werden, darauf soll das Referat der Berichterstatternden Ortsgruppe folgen, woran sich die freie Aussprache anschließt. — Eine durch das Herkommen geheiligte, im übrigen aber recht unpraktische Einrichtung ist die Abhaltung des Vereinstages zu Pfingsten. Seit der Begründung des Vereins ist, unterstützt durch den zunehmenden Wohlstand, die Lust an Reisen und kleineren Ausflügen, meistens mit Familie, in ungeahnter Weise gestiegen, die beste Gelegenheit hierzu bietet aber das liebevolle Pfingstfest. So schwankt dann der erwähnte Vertreter zwischen den Pflichten gegen den Verein und gegen seine Familie, und wie oft letztere den Sieg davonträgt, beweist die fortwährende Änderung der angemeldeten Vertreter bis zur Eröffnung der Versammlung. Die festgebende Ortsgruppe empfindet den feststehenden Termin auch als ein wahres Kreuz, ein Teil der Hilfskräfte ist verreis, die Sile sind schwer und die Festmusik nur für sehr teures Geld zu haben, die bis zur letzten Stunde während Änderungen in der Person der Abgeordneten erfordern immer neue Arbeit und machen die Festordner schließlich nervös. Darum Verlegung des Vereinstages auf einen gewöhnlichen Sonntag! Wenden wir uns nun, m. H., zu den Bestrebungen auf Erweiterung des Vereinslebens, ohne welche wir uns heute hier nicht zusammen geschlossen hätten. Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß der Gebirgsverein für die sächsische Schweiz in Dresden, der uns in mancher Beziehung als Vorbild dienen kann, alljährlich neben der Hauptversammlung eine Frühjahr- und eine Herbstversammlung abhält, was bei der nicht sehr erheblichen Entfernung der Ortsgruppen von einander auch gut ausführbar ist. Das öftere Beisammensein bringt die Mitglieder einander näher, sie tauschen ihre Gedanken in Vereins-Angelegenheiten aus und fördern damit die Interessen desselben. Bei den teilweise großen Entfernungen unserer Ortsgruppen kann diese lobenswerte Einrichtung nur in der veränderten Form der Ortsgruppen-Vereinigen ins Werk gesetzt werden. Solche Vereinigungen bestehen meines Wissens bereits in den Ortsgruppen-Vereinigen im Osten des Riesengebirges und des H erzgebirges, sie entspringen der eigenen Initiative der betreffenden Ortsgruppen. Wenn man bedenkt, daß die Hauptversammlung in der Mehrheit der Mitglieder stets neue Gesichter zeigt, welche doch in den wichtigsten Fragen die Entscheidung herbeiführen — unter den etwa 130—140 Anwesenden bilden nachweislich nur 50 derselben den alten Stamm —, so ist eine Vorschule durch die Ortsgruppen-Vereinigen wohl anzustreben. Nach dem gegenwärtigen Umfang des Vereins würde die Errichtung folgender Ortsgruppen-Vereinigen empfehlenswert sein: 1. für das östliche Riesengebirge, mit dem Sitz in Landeshut oder Schmiedeberg; 2. für das westliche Riesen- und das H erzgebirge einschließlich Dresden und Görlitz, mit dem Sitz in Lauban; 3. für Breslau, Liegnitz, Glogau und die Vorberge des Riesengebirges, mit dem Sitz in Liegnitz oder Jauer; 4. für Berlin, Stettin, Bromberg, Potsdam, Spandau, Mark Brandenburg, Niederschlesien und Niederlausitz, mit dem Sitz in Cottbus; weiter liegende Ortsgruppen schließen sich ad libitum einer dieser Vereinigen an. Die Ortsgruppen-Vereinigen dürfen nicht nur geduldet, sondern müssen durch Statuten-Zusatz mit dem Rechte ausgestattet werden, selbständig Anträge an die Hauptversammlung zu stellen und je einen Vertreter in den Hauptvorstand zu wählen, die Mitglieder sollen durch wenigstens 2 bis 3malige Zusammenkünfte im Jahre sich persönlich näher treten und neben den großen Gesichtspunkten die speziellen Interessen ihres engeren Vereins-

gebiets pflegen und vertreten. — Endlich mögen zur Belebung des Ganzen die Vereinsbestrebungen eine Erweiterung erfahren. Wege und Aussichtstürme sind im Großen und Ganzen genug gebaut, hierin kann ein kleiner Stillstand oder eine verminderte Tätigkeit eintreten, lassen wir unser Interesse sich auch noch anderen Dingen zuwenden! Dahin gehört die Errichtung eines Pflanzengartens in Hirschberg oder an einem anderen geeigneten Orte des Riesengebirges nach dem Vorbilde der von dem Gebirgsverein für die sächsische Schweiz bereits mustergültig geschaffenen Anlage in Schandau. In diesem Garten soll möglichst vollständig die Flora des Riesengebirges enthalten sein, der sich, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, diejenige aller europäischen Länder und der übrigen Erdteile in geschmackvollen Arrangements angliedern könnte, so daß wir mit der Zeit einen hübschen botanischen Garten besitzen würden. Ferner empfiehlt sich die Gründung einer Abteilung für Geschichte (historische Sektion), welcher als ihr Sondergebiet die Pflege der politischen und kulturellen Geschichts-Forschung im Bereich unserer Heimat Schlesien zugewiesen wird; ihre Tätigkeit würde sich in Abhaltung wissenschaftlicher Vorträge und im Besuche denkwürdiger Orte (z. B. Schlachtfelder) unter sachverständiger Führung äußern, wozu jedes Vereinsmitglied eingeladen ist. Eine weitere Aufgabe bildet eine, wenn auch in kleinem Rahmen zu bemessende finanzielle Unterstützung zur Erhaltung von Burgruinen, wie erst jüngst im „Wanderer“ mit Bezug auf Burg Lehnhaus vorgeschlagen; Anregung zum Wiederaufbau von Burgen (nach dem Vorbilde der Gröbzigburg) in historischer Treue auf Grund hinreichender Original-Vorlagen. Ausübung der Wohltätigkeit in geeigneten Fällen und im größeren Stil innerhalb des Vereinsgebietes, Ausdehnung der schriftstellerischen Tätigkeit durch Herausgabe eines Jahrbuchs, was wohl der nächsten Generation erst gelingen wird, und, dem Zuge der Zeit und der neuen Gesetzgebung folgend, Zulassung von Frauen, welche schon immer als Mitglieder aufgenommen wurden, zu unseren Beratungen, wie ja auch eine Dame im Beirat zur Hauptleitung deutscher Studenten- und Schülerherbergen Sitz und Stimme hat. Möchten diese Vorschläge allseitig und wohlwollend geprüft werden und sich wenigstens für einen Teil derselben eine Mehrheit finden, die sie in Taten umsetzt!

Jesched, Mitgl. des Hauptvorstandes. Nach einer Mitteilung der kgl. Eisenbahn-Direktion in Breslau werden zur Erleichterung der Teilnahme an winterrportlichen Veranstaltungen im Gebirge versuchsweise zwischen Breslau und Hirschberg mit Anschluß in Hirschberg nach Ober-Schreiberhau, Schmiedeberg und Krummhübel am den Sonntagen vom 27. Dezember 1908 bis 28. Februar 1909, sowie am 25. und 26. Dezember und 1. Januar, Sonderzüge mit zweiter bis vierter Wagenklasse abgefahren. Sonntagsfahrarten haben Gültigkeit. Die Wagen 4. Klasse eignen sich besonders für diejenigen Reisenden, die ihre Sportschlitten, Skis usw. als Handgepäck mit sich führen wollen. Der Fahrplan ist folgender:

Abfahrt bzw. Ankunft	Stationen	Abfahrt bzw. Ankunft
5.20 * 6.31 6.36 7.21 7.24 7.34 7.48 7.57 8.18	ab Breslau (Freib. Bhf.) an an Königszell an ab Königszell an an Dittersbach an ab Dittersbach an ab Gottesberg an an Ruhbank an an Merzdorf an an Hirschberg an	10.45 9.58 9.58 9.15 9.12 9.03 8.45 8.35 8.10
8.22 9.54	ab Hirschberg an an D. Schreiberh. an	7.59 6.34
8.25 8.45 8.59	ab Hirschberg an an Zillert. Erdm. an an Schmiedeberg an	7.50 7.29 7.12
8.49 9.14	ab Zillertal-Erdmannsd. an an Krummhübel an	7.24 7.02

*) Zug 1210 fährt von Breslau Freib. Bhf. bis Königszell mit dem Personenzuge 768 vereinigt.